

«Weil ich mir das Wegschauen nie angewöhnt habe.» Herta Müller – Schriftstellerin, Zeitgenossin, Mensch.



Als Angehörige einer deutschen Minderheit wuchs Herta Müller in Rumänien auf. Ihr literarisches Debüt «Niederungen», in dem sie das bäuerliche Milieu ihrer Herkunft schildert, konnte in Rumänien 1982 nur in zensurierter Fassung erscheinen. Seit ihrer Weigerung, mit Ceaușescus Regime zu kooperieren, und ihrer Ausreise nach Deutschland veröffentlichte sie neben zahlreichen fiktionalen Werken auch mehrere Bände mit Wortcollagen – metaphorisch dichte Texte, die sie aus ausgeschnittenen Wörtern zusammensetzt. Zu Herta Müllers Hauptwerken zählen die Romane «Reisende auf einem Bein», «Herztier» und «Atemschaukel», in dem sie den Leidensweg eines in ein sowjetisches Straflager verschleppten Rumänendeutschen beschreibt. Für ihre Bücher wurde sie 2009 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Ihr neuer Essayband «Eine Fliege kommt durch einen halben Wald» handelt wiederum von Angst und Unterdrückung, aber auch der Widerständigkeit und Würde des Individuums in der Diktatur. Herta Müller lebt in Berlin. Am 17. August wird sie siebzig Jahre alt.

Frau Herta Müller, auf dem Weg zu Ihnen habe ich auf einer Gedenktafel gelesen, dass der ungarische Nobelpreisträger Imre Kertész Anfang der Nullerjahre nur ein paar Häuser weiter wohnte.

Ja, er wohnte hier in der Strasse, eine Zeit lang auch schräg gegenüber, bis er 2012 wieder nach Budapest zog. Wir hätten uns zuwinken können, wenn

«Man kann Demokratie auch verlernen»

Die Nobelpreisträgerin Herta Müller ist ein Kind der Diktatur.

Ihr Leben lang nahm sie gegen die Feinde der Demokratie kein Blatt vor den Mund, auch heute nicht, vor ihrem siebzigsten Geburtstag.

TEXT THOMAS DAVID

mein Mann und ich damals schon hier gewohnt hätten. Aber wir sind erst seit sechs Jahren hier, weil unsere alte Wohnung keinen Fahrstuhl hatte. Als meine Mutter nicht mehr laufen konnte, musste mein Mann sie die Treppe hochtragen, wenn sie uns besuchen wollte. Wir hatten Nachbarn, die konnten ihre Wohnung nicht mehr verlassen, weil sie in der vierten Etage wohnten. Ich hab irgendwann gesagt, ich möchte nicht erst mit achtzig umziehen. Wir haben dann nach einer Wohnung mit Fahrstuhl gesucht.

Im August feiern Sie allerdings erst Ihren siebzigsten Geburtstag, und noch scheint die, wie Kleist sagte, «gebrechliche Einrichtung der Welt» die grössere Sorge zu sein. Was beschäftigt Sie zurzeit?

Zuerst und am allermeisten beschäftigt mich dieses bodenlose Morden in der Ukraine. Das Nichtwissen, wann und wie dieser Krieg endet. Wie lange hält sich

Putin noch an der Macht? Dass er jetzt um sein eigenes Überleben kämpft, weiss man, und das ist, glaube ich, das Gefährliche daran. Dass er selbst in Russland eine starke Gegnerschaft hat, und zwar nicht von Dissidenten, die demokratischer sind, sondern von Leuten, die noch schlimmer, noch faschistischer – wenn man faschistisch steigern kann – sind als er. Das Zweite, das mich beschäftigt, ist das Wanken der Demokratien – also der Vormarsch der Populisten überall. In Westeuropa, in Osteuropa. Dann China als grosse Diktatur, die Appetit hat auf Expansion. Das alles sind Dinge, die man sich vor Jahren so nicht hätte vorstellen können.

Vor Putin haben Sie jedoch schon lange gewarnt.

Ja, Putin ist für mich keine Überraschung, aber der Krieg schon. Dass Putin eine Diktatur installiert, ist schon seit mindestens zehn Jahren klar. Wenn man wie ich in einer Diktatur gelebt hat, weiss man, dass Diktatoren sich immer radikalalisieren. Das gilt für rechte wie für linke Diktaturen sowie für jeden Gottesstaat. Aber dass diese Radikalisierung in einen Krieg mündet, in diese Art von Grössenwahn, habe ich mir nicht vorstellen können.

Ihr neues Buch «Eine Fliege kommt durch einen halben Wald» enthält verschiedene Essays aus dem Kriegsjahr 2022. Allerdings keinen Text über den Krieg.

Ich habe Hemmungen, über diesen Krieg zu schreiben. Was kann ich aus der Ferne dazu sagen? Wenn ukrainische Schriftsteller wie Serhij Schadan oder Jurij Andruchowytch sich äussern, werde ich ganz klein. Sie schreiben grossartige Literatur, und Schadan fährt sogar an die Front und macht Konzerte für die Soldaten. Ich fühle mich der Sache nicht gewachsen – verbal nicht und gefühlsmässig sowieso nicht. Wer würde sich trauen zu sagen, dass er nachempfinden kann, was die Ukrainer jetzt erleben? Das kann man nicht behaupten, und das sollte man sich auch nicht zumuten.

Bewirkt die Unfähigkeit, etwas nachzuempfinden, nicht, dass wir uns trotz der anhaltenden Nachrichtenflut aus der Ukraine an den Krieg gewöhnen?

Gewöhnung ist kein schlechtes Wort. Wenn ein Zustand andauert, den man nicht ertragen und nicht beenden kann, ist Gewöhnung eine Notwendigkeit. Im hiesigen Diskurs erlebe ich das Wort immer als etwas Negatives – als würde man sich mit anderem ablenken und den Krieg ausblenden. Aber Gewöhnung heisst nicht ausblenden. Gewöhnung heisst damit umgehen. Und das müssen wir. Auch die Ukraine versucht zu leben. Selbst in den schlimmsten Situationen versucht man zu leben, und dabei kommt es immer darauf an, wie viele Details des Normalen man abrufen und in die Katastrophe hineinpflanzen

kann, damit man sich selber nicht verliert. Damit man nicht völlig die Nerven verliert.

Was im Interesse der Aggressoren wäre.

Ja. Als ich in Ceaușescus Rumänien lebte, hatte ich ständig Angst, die Nerven zu verlieren. Jeder, der in einer Diktatur gelebt hat, kennt Leute, denen das passiert ist. Man weiss ja vorher nicht, wie viel man aushält, und das ist vielleicht sogar gut, weil man sich sowieso nicht schützen kann. Gewöhnung gehört zu einem Katastrophenzustand, der nicht aufhört und den man daher aushalten muss. Nicht hinnehmen, aber aushalten.

In einem der Essays Ihres neuen Buchs heisst es: «Die grosse Frage in der Diktatur war: Wie soll man leben mit dem, was man denkt, wenn man es nicht sagen darf, ohne dafür ins Gefängnis zu kommen.» Ist diese Frage nur in Diktaturen relevant oder stellt sie sich auch in Demokratien, in denen manche ja eine abnehmende Meinungsvielfalt beklagen?

Ich glaube, die Frage ist grundlegend, und sie stellt sich überall. Sie stellt sich in einer Demokratie vielleicht nicht so sichtbar oder nicht so notgedrungen, aber sie stellt sich natürlich dennoch. Entscheidungen treffen muss man in jeder Gesellschaft. Haltung hat auch etwas mit stiller Entscheidung zu tun, und sie fängt mit kleinen Dingen dort an, wo es noch keine Öffentlichkeit gibt.

Ist Haltung etwas, das man sich leisten können muss?

Man kann nicht nur dann Haltung zeigen, wenn man nichts riskiert oder wenn es nichts kostet. Haltung ist etwas, das mit einem selbst in einer Unbedingtheit zu tun hat. Haltung bedeutet, zu einer Sache zu stehen, auch wenn man weiss, dass es einem schadet und sich die Lebensumstände dadurch verschlechtern. Weil es nicht anders geht. Damit man sich selbst noch im Spiegel anschauen und sich selbst ertragen kann. Es gibt ja viele Redewendungen, die sich auf Haltung beziehen. Sie ist nichts, was man ständig ändert, und sie muss nicht einmal verbalisiert werden. Eine Haltung hat man für sich selbst.

«Ich hab nicht diesen Charakter.» Wie hat es sich angefühlt, diesen Satz auszusprechen, mit dem Sie sich Ende der Siebzigerjahre weigerten, Ihre

«Wie kann man alles verschweigen? Wie kann man verbieten, was war, und stattdessen eine Erfindung installieren und das als Geschichte bezeichnen?»

Kollegen in der Maschinenfabrik, in der Sie als Übersetzerin arbeiteten, für den rumänischen Geheimdienst zu bespitzeln?

Das war für mich ein Sprung in die Freiheit. Ich fühlte mich in dem Moment frei und dachte, jetzt ist es geklärt. Jetzt weiss der Geheimdienst, dass man mit mir nicht rechnen kann. Jetzt weiss dieser Staat, dass er mit mir nicht rechnen kann. Es war ein Zufallssatz, das Kürzestmögliche, was ich sagen konnte, damit der Mann vom Geheimdienst, der in mein Büro gekommen war, begreift, worum es geht. Natürlich habe ich auch Angst gehabt. Was ist Mut, und was ist Angst? Meistens ist das gar nicht zu unterscheiden, und ich wusste natürlich, dass ich dem Mann ausgeliefert bin. Er war riesengross und massig, und ich fühlte mich ihm gegenüber schon rein körperlich wie eine Ameise. Er war ein Massiv, wie ein Gestein, und ich habe mich durch diesen Satz eigentlich nur vor ihm geschützt.

Hatte Ihr Verhalten auch mit dem negativen Vorbild Ihres Vaters zu tun, der in einem entscheidenden Moment nicht Nein gesagt hatte und als Mitglied der Waffen-SS singend in den Krieg gezogen war?

Mein Vater war für mich die erste Warnung. Natürlich können Eltern einen durch Erziehung beschädigen und traumatisieren, aber ich glaube, man erzieht sich letztlich immer selbst. Ich entstamme einer deutschen Minderheit, und in der Schule haben wir Paul Celans Gedicht «Todesfuge» gelesen. Celan kam aus einem Teil der Bukowina, der heute ukrainisch ist, damals aber zu Rumänien gehörte, und hat die «Todesfuge» zuerst auf Rumänisch veröffentlicht. Im Lehrbuch wurden zwar die Konzentrationslager in Transnistrien erwähnt, aber dass Rumänien ein faschistischer Staat war und das KZ, in dem Celans Eltern ermordet worden waren, unter rumänischer Leitung gestanden hatte, wurde nicht gesagt. Ich dachte damals, noch in der Grundschule, dass mein Vater, wenn er dort gewesen wäre und den Auftrag bekommen hätte, Celans Eltern zu ermorden, dies natürlich getan hätte. Ich wusste ja, was er über den Krieg sagte. Wenn er nicht geschwiegen hat, hat mein Vater unsägliche Sachen von sich gegeben. So war die ganze Atmosphäre in dem Dorf, in dem ich aufwuchs. **Sie haben die moralischen Niederungen des Dorfes, das damals von der sogenannten banatschwäbischen Minderheit bewohnt wurde, in Ihrem 1982 veröffentlichten literarischen Debüt beschrieben.**

So war die Atmosphäre im gesamten Land, das alles geleugnet hat. Wie ist das möglich? Wie kann man alles verschweigen? Wie kann man verbieten, was war, und stattdessen eine Erfindung installieren und das als Geschichte bezeichnen? Putin macht das heute natürlich jeden Tag. Mein Vater war in der SS, und meine Mutter war nach dem Krieg als Angehörige der deutschen Minderheit in einem sowjetischen Arbeitslager gewesen, worüber man in meiner Kindheit ebenfalls nicht reden durfte. Ich dachte immer, wie seltsam, dass sich die Biografien dieser beiden Menschen schliesslich kreuzten und sie einander heirate-

ten. Meine Mutter hat mit fünf Jahren Arbeitslager für das bezahlt, was mein Vater im Krieg getan hatte. Man musste gar nicht viel theoretisieren oder von Geschichte verstehen: Es gab ständig Situationen im täglichen Leben, wo einem solche Dinge vor Augen standen.

Haben Sie Nitzkydorf jemals wieder besucht?

Ich war nach 1989 und dem Sturz von Ceaușescu öfters in Rumänien, aber ich bin nicht in das Dorf gefahren. Ich kann seit dem Nobelpreis in Rumänien nicht mehr anonym reisen. Der Nobelpreis hat eine Aura, mit der herumhantiert wird. Man trägt sie nicht selbst, aber man stösst immer wieder darauf. Ich musste im Dorf die Namensgebung von Strassen und keine Ahnung was verhindern. Ich sagte zum Bürgermeister: «So was gehört sich nicht.» Aber in Rumänien hat man noch immer eine infantile Beziehung zur Autorität, und man glaubt, so ein Preis hätte eine gewisse Autorität. Man glaubt auch ans Genie und an all diese Begriffe, die in Rumänien kaum infrage gestellt werden. Es ist alles ein grosses Missverständnis. **Welche Vorstellungen hatten Sie vom Westen, als Sie als Kind in Nitzkydorf die Kühe hüteten?**

Ich habe als Kind gar nicht so viel an den Westen gedacht. Nur wenn andere Familien Besuch von ihren Verwandten aus Westdeutschland bekamen, die alle möglichen tollen Sachen mitbrachten und prahlten. Für mich war mein Leben ganz normal, aber ich habe mich trotzdem immer wie am Rand der Welt gefühlt, wie an den Fransen des Teppichs. Das hatte mit Einsamkeit zu tun, wobei ich das Wort gar nicht kannte. Ich sprach als Kind nur den lokalen Dialekt, da gab es das Wort «Einsamkeit» nicht. Man sprach nur vom Alleinsein, was ja etwas anderes ist als einsam. Aber wenn man ein Wort nicht kennt, kennt einen das Wort offenbar auch nicht, sodass mir das Gefühl der Einsamkeit in meiner Kindheit nicht bewusst war.

Woran haben Sie in Ihrer Einsamkeit gedacht?

Ich habe mit den Pflanzen gespielt. Sie haben mich offenbar beruhigt. Ich habe sie betrachtet, sie waren immer schön. Die Pflanzen hatten für mich alle Eigenschaften, die Menschen haben. Sie hatten Durst, sie welkten, sie wurden alt und vertrockneten. Die eine hat der anderen das Licht weggenommen. Ich habe die Pflanzen beneidet, weil sie einfach nur existieren konnten, sie waren einfach da. **Sie waren verwurzelt.**

Ja, ich dachte immer, die Pflanzen gehören hierher, und wusste nicht, ob dies auch für mich galt. Meine Familie bestand aus Bauern, die waren den ganzen Tag auf dem Feld, mein Vater war Lkw-Fahrer und jeden Tag betrunken. Wegen der schlechten Beziehung meiner Eltern und der vielen Skandale im Haus dachte ich immer, es wäre besser, ich hätte andere Eltern gehabt. Wäre ich ein anderes Kind, wenn ich andere Eltern hätte, ein anderer Mensch? Wieso kann man sich das nicht aussuchen? Bleibt man immer derselbe Mensch? Als ich fünf oder sechs Jahre alt war, hatte

Widerständige Schweine



Wer es leid ist, vom Leid der Tiere zu lesen, findet in **«Schwein und Zeit»** eine echte Alternative. In diesem Buch dreht der Wiener Philosoph **Fahim Amir** die Sache um und betrachtet Tiere nicht als Opfer, sondern als wirkmächtige Akteure der Geschichte.

In einer Mischung aus historischer Analyse und philosophischer Betrachtung geht Amir Momenten nach, in denen sich tierlicher Eigenwille nachweisen lässt. Gelungen ist ihm so eine Zusammenstellung unterhaltsamer Erzählungen mit politischer Schlagkraft, weil man Tiere nach der Lektüre mit anderen Augen sieht.

Im Cincinnati des 19. Jahrhunderts etwa gab es zahlreiche Versuche, den Schlachtungsprozess zu automatisieren. Diese scheiterten jedoch regelmässig am Widerwillen der zu schlachtenden Schweine; etwa wenn es darum ging, sie auf schräge Ebenen oder in enge Gänge zu zwängen. Um solche Widerstände zu überwinden, brauchte man technische Lösungen. Eine dieser Lösungen bestand darin, Schienen an den Decken von Schlachthöfen anzubringen, an denen die Schweinekadaver an deren Eigengewicht durch den Produktionsprozess transportiert werden konnten. Henry Ford, der einige Jahrzehnte später den modernen Arbeitsprozess revolutionierte, soll die Idee zu seinen Fließbandanlagen erst nach Betrachtung dieser Schienen gekommen sein.

Es geht aber nicht nur um Schweine. Man liest auch von Vögeln, die Zigarettenstummel zum Nestbau verwenden (um den Nachwuchs vor Parasiten zu schützen), oder von Malariastechnücken, die durch ihren Bewegungsraum koloniale Städteplanung bestimmten. Diese Tiere sind wie die Schweine nicht einfach Opfer, es sind aber auch keine Helden. Denn erst – so Amirs ethische Grundüberlegung – wenn wir jenseits solcher Gegensätze denken, können wir zu echter Solidarität übergehen.

SEVERIN BRUTTIN

ich das Gefühl, schon ewig zu leben. Wenn ich dann hörte, meine Mutter ist jetzt dreissig, kriegte ich richtig Angst vor dieser Anzahl von Jahren. Ich dachte, wie soll man das alles nur hinter sich bringen?

Hatten Sie damals eine Vorstellung von sich im Alter von, sagen wir einmal, siebzig Jahren?

Gar nicht. Mein Vater ist gestorben, da war er noch nicht ganz fünfzig Jahre alt. Ich dachte damals: «Na ja, das ist nicht besonders alt, aber es geht.» Und jetzt bin ich schon zwanzig Jahre älter. Aber ich fühlte mich schon als Kind älter, als ich war. Überhaupt fühlte ich mich in Rumänien, in der Diktatur, viel älter als dann später, als ich die unmittelbaren Schäden nicht mehr täglich an mir spürte. Aber auch jetzt habe ich den Eindruck, das Alter sei unwirklich. So wie wir uns alle nicht vorstellen können, wann und wie wir sterben, können wir uns auch nicht konkret vorstellen, wie wir altern.

Ist das Alter vor allem ein Gefühl?

Das Gefühl hat man nur, wenn es einem schlecht geht. Ich war öfters krank in den letzten Jahren, und da hatte ich natürlich das Gefühl des Alters. Wie konkret man auf den Körper angewiesen ist, egal was im Kopf vor sich geht, und dass das ein unzertrennliches Ganzes ist, das ist mir erst in den letzten Jahren bewusst geworden. Man weiss plötzlich, wenn der Körper einen im Stich lässt, dann ist alles egal, dann nützt gar nichts mehr. Oder ich habe gespürt, wie gern ich lebe – etwas, das ich aber auch schon in Rumänien wusste, als ich Todesdrohungen erhielt. Das hat auch wieder mit der Haltung zu tun, über die wir vorhin sprachen.

Sie wollten dem Geheimdienst zeigen, wie gern Sie leben?

Ja. Ich hatte sogar einmal an Suizid gedacht, aber in dem Moment, in dem der Geheimdienstler auf meine Weigerung, die Menschen in der Fabrik zu bespitzeln, sagte: «Wir stecken dich ins Wasser!», war es damit vorbei. Ich habe nur gesagt: «Wenn es sein muss, dann macht ihr das. Macht ihr die Drecksarbeit.» Ich wollte einfach zeigen: Ihr schafft gar nichts, ihr könnt mich in keinster Weise. Ans Alter habe ich damals nicht gedacht. Aber ich habe auch immer geglaubt, ich werde nicht alt – etwas, das auch durch die Diktatur kam. Ich wusste, Ceaușescu hat die beste Versorgung, die es gibt, ärztlich, sozial, in allen Hinsichten. Und wer bin ich?

Sie haben sich klein und unbedeutend gefühlt?

Ich glaube, alle Diktaturen produzieren in den Menschen ein Minderwertigkeitsgefühl. Man fühlt sich immer unterlegen und muss sich darum behaupten. Das kenne ich auch aus der Minderheit, der ich entstamme, oder überhaupt aus einem Land, das sowieso am Rand der Welt liegt. Es war ein ständiges Ringen um sich selbst – darum, sich nicht zu kompromittieren und nicht das zu werden, was man nicht werden will. Das macht einen vielleicht selbstsicher, aber es entsteht auch ein Gefühl, dass man der Sache nie gewachsen ist. Es steigt einem fast jeden Tag bis an den Hals.

In Ihrem Roman «Reisende auf einem Bein», der 1989 zwei Jahre nach Ihrer Ausreise nach Deutschland erschien, beschreiben Sie das Gefühl des Fremdseins im neuen Land. Wann haben Sie dieses Gefühl überwunden?

Für alle Situationen habe ich es nie überwunden. Wer könnte schon von sich sagen, dass er sich nie fremd fühlt? Fremdheit an sich ist ja auch nicht das Problem. Als ich nach Deutschland kam, wusste ich, dass ich hier fremd bin. Weil man nicht einmal weiss, wie man einen Fahrkartenautomaten bedient oder eine Konserve öffnet. Zuallererst habe ich mich aber befreit gefühlt, als ich aus Rumänien wegkam, weil ich immer dachte, ich werde das nicht überleben.

Sie meinen die Dinge, die passierten, nachdem Sie sich geweigert hatten, für die Securitate zu arbeiten, den berüchtigten rumänischen Geheimdienst.

Ja. Ich hatte zwar kein Heimweh, aber vielleicht eine Art schlechtes Gewissen, weil man selbst es geschafft hatte und so viele andere noch immer in dieser Situation lebten und sie aushalten mussten. Mein Freund Roland Kirsch, der später erhängt aufgefunden wurde, schrieb mir Karten aus Rumänien, auf denen zum Beispiel stand: «Ich muss mir manchmal auf die Finger beißen, um zu spüren, dass es mich noch gibt.» Ich wusste, dass er bedroht war, und konnte ihm nicht helfen. Solche Dinge haben mich beschäftigt. Und natürlich war ich darüber entrüstet, dass ich dem deutschen Bundesnachrichtendienst und dem Verfassungsschutz verdächtig war.

Man verdächtigte Sie, eine Agentin des rumänischen Geheimdienstes zu sein.

Das hatte ich niemals erwartet. Aber die Leute konnten sich die Diktatur nicht vorstellen, und ich vermutete, es hatte auch mit der Komplizenschaft zwischen dem Bundesnachrichtendienst und der Landsmannschaft der Banater Schwaben zu tun. Bei denen galt ich seit der Veröffentlichung von «Niederungen» als Nestbeschmutzerin, und die haben dem BND dann ihre Varianten erzählt.

«Niederungen» wurde aber nicht nur von Banater Schwaben als Nestbeschmutzung diffamiert, sondern auch in Österreich und der Schweiz. Was hatte man in der Schweiz damals gegen Ihr Buch?

«Es macht mich wütend, dass die osteuropäischen Länder abgesehen von den Ukrainern keine Flüchtlinge aufnehmen.»

Ich glaube, es hatte mit einer Art Provinzialismus zu tun, der wahrscheinlich überall vorhanden ist. In der Schweiz gibt es ja auch die französischen, italienischen und die deutschen Schweizer, und man hat vielleicht das Bedürfnis, dieses Deutsche zu schützen. In der deutschen Schweiz sind die Populisten ja bis heute sehr stark, und deshalb entstehen dann offenbar die gleichen Heimatbegriffe. In Österreich ist es ähnlich, dort gibt es legendäre Fälle wie Thomas Bernhard, Elfriede Jelinek und Josef Winkler, und es sind immer die gleichen Gründe, aus denen man diese Leute ablehnt. Provinzialismus macht arrogant.

Ich frage mich, ob es Begriffe gibt, die derart aufgeladen und vermint sind, dass man sie besser gar nicht mehr verwenden sollte. Brauchen wir das Wort «Heimat» heute noch?

Offenbar braucht man es, weil es ja immer wieder neu aufgetischt wird. Alle Versuche, Demokratien auszuhebeln, berufen sich auf diesen Heimatbegriff, offenbar kann man mit ihm gut manipulieren. Er wird zu einem grossartigen Instrument für Ideologen, und immer wenn eine Diktatur wie etwa jetzt in China rabiat wird, wird sie nationalistisch, und es entsteht eine Überbewertung dieses Heimatgefühls. Es ist eine Inbesitznahme von Gefühlen. Der iranische Dichter SAID sagte: «Heimat ist die Zeit, die wir verloren haben.» Er lebte in München und war zweimal geflohen. Einmal unter dem Schah, später vor Khomeini. Er hatte ein Leben lang gewartet, dass er eines Tages zurückkehren kann, und ist darüber gestorben. Wenn er von Heimat gesprochen hat, dann habe ich das Wort gern akzeptiert, und wenn man den Begriff gelten lassen könnte, dann als individuellen Begriff. Er darf für jeden das Privateste bedeuten, und das Private ist das Gegenteil von Ideologie.

In Ihrer inmitten der sogenannten Flüchtlingskrise 2015 gehaltenen Rede «Heimweh nach Zukunft» haben Sie Deutschland als «Heimweh-Heimat» bezeichnet. Ist diese Heimweh-Heimat in Gefahr, jetzt da die EU ihre Migrationspolitik verschärft?

Das ist ein unglaublich kompliziertes Thema. Die Menschen fliehen vor einem Krieg, vor politischer Verfolgung – wobei Krieg vielleicht die ausgedehnteste politische Verfolgung ist, weil sie alle betrifft. Andere fliehen vor Armut und vor dem Klima, weil sie in ihrer Region nicht mehr überleben können.

Laut einem Bericht des UN-Flüchtlingshilfswerks sind weltweit derzeit 110 Millionen Menschen auf der Flucht. Im Juni ist vor der griechischen Küste ein weiteres Flüchtlingsboot mit mehr als fünfhundert Menschen gesunken.

Ja, schon wieder eines. Flucht ist eine Art Obsession. Wenn das Leben an einem Ort rundherum aussichtslos ist, dann ist Gefahr kein Argument mehr,

sie nicht zu wagen, auch Todesgefahr nicht. Deshalb müsste man gesicherte Flüchtlingswege schaffen, um die Leute nicht dazu zu bringen, in diese Boote zu steigen. Und man müsste die Schlepper bekämpfen. Es macht mich wütend, dass die osteuropäischen Länder abgesehen von den Ukrainern keine Flüchtlinge aufnehmen. Es ist eine Art von unterschwelligem Nationalismus, dass man keine schwarzen Menschen aufnehmen will.

Muss ein Land barmherzig sein angesichts der Schicksale, die sich hinter den Statistiken verbergen?

Man kann das alles nicht einlösen. Es müsste grenzenlos sein, aber es ist nicht grenzenlos, und dann zerbricht das Gefüge in den Ländern. Wir sehen ja, die AfD in Deutschland reitet pausenlos auf diesem Thema herum, es wird sofort instrumentalisiert. Das Gleiche macht Le Pen in Frankreich, das machen die Populisten in den skandinavischen Ländern, überall in Ost- und Westeuropa. Man müsste beides schaffen können: sowohl die Humanität aufrechterhalten, die moralischen Kriterien, als auch die Demokratie. Aber die vielen unpolitischen Menschen, die ein infantiles Verhältnis zum Staat haben, auch in Deutschland, der Schweiz und überall, tragen dazu bei, dass die Demokratie nicht mehr sicher ist, weil sie die Populisten stärken und ihren Sprüchen nachlaufen.

Was meinen Sie mit einem «infantilen Verhältnis zum Staat»?

Ich meine damit, dass man sich mit den Dingen der Gesellschaft, vor allem mit den politischen Dingen, nicht auseinandersetzt. Dass sie einen nicht interessieren und man das gute Gefühl vor sich hertragen kann, man sei unpolitisch. Aber man kann Demokratie auch verlernen oder als etwas Selbstverständliches nehmen – als etwas, das von sich aus zu existieren scheint.

«Es geht uns gut, was soll denn schon passieren?»

Man redet die Dinge klein, erkennt vielleicht sogar etwas, will es aber nicht begreifen oder kann nicht, weil man sich daran gewöhnt hat, es nicht zu begreifen. Das verstehe ich unter einem infantilen Verhältnis. Man will sich immer schützen, und auch wenn sich die Dinge verändern, ist es natürlich angenehmer, sich geschützt zu fühlen, als etwas infrage zu stellen. Das ist auch für eine Demokratie eine Gefahr.

Die AfD liegt in Deutschland bei Umfragen inzwischen bei rund 20 Prozent.

Ich glaube, dieses infantile Verhältnis ist auch eine Hinterlassenschaft von Diktaturen, einschliesslich der DDR. Das ist in ganz Osteuropa so. Die Leute wurden zur Unmündigkeit erzogen, weshalb es die Demokratie in diesen Ländern schwer hat. Das Verrückte ist, dass selbst die schlimmste Krise instrumentalisiert wird. Die AfD schämt

sich nicht einmal zu sagen, wenn es Deutschland schlecht geht, dann geht es uns gut. Das ist das Geschäftsmodell dieser Partei. Ihr genügen wenige Themen, die man schlagwortartig, auch so ein schreckliches Wort, wiederholt. Das sind die gleichen Mechanismen wie jene der Nazipropaganda, und sie funktionieren immer wieder. Dass sie in Deutschland funktionieren, wo man doch genau weiss, wie das Herausfallen aus der Zivilisation schon einmal passieren konnte, ist ungeheuerlich.

Tragen die Nachkriegsgenerationen, die in Westeuropa in dem Glauben aufgewachsen sind, ein Geburtsrecht auf Demokratie und Freiheit zu haben, eine Mitschuld am Krieg in der Ukraine? Weil wir als im Frieden sozialisierte Pazifisten vergessen haben, dass die Geschichte Europas eine Geschichte der Kriege ist?

Ich habe manchmal gesagt: «Ihr hattet den Kopf frei.» Die Osteuropäer hatten den Kopf nie so frei, weil sie bis 1989 wussten, was Diktatur ist. Putin hat nach und nach alles abgeschafft, was mit Demokratie auch nur im Entferntesten zu tun haben könnte. Die vielen Leute, die im Gefängnis sitzen, die Vergiftungen oder das Erschiessen von Anna Politkowskaja und Boris Nemzow. Sogar im Fall Nawalnys herrschte Gleichgültigkeit. All die katastrophalen Situationen in Russland wurden ausgeblendet, gar nicht zu reden von Georgien und der Krim. Wir haben gesehen, wie Putin an die Macht kam, wie er Grosny dem Erdboden gleichgemacht hat, wie er Aleppo dem Erdboden gleichgemacht hat. Was braucht es noch? Das alles sind ja bekannte Sachen, aber man wollte es sich nicht vorstellen, weil das nicht angenehm ist.

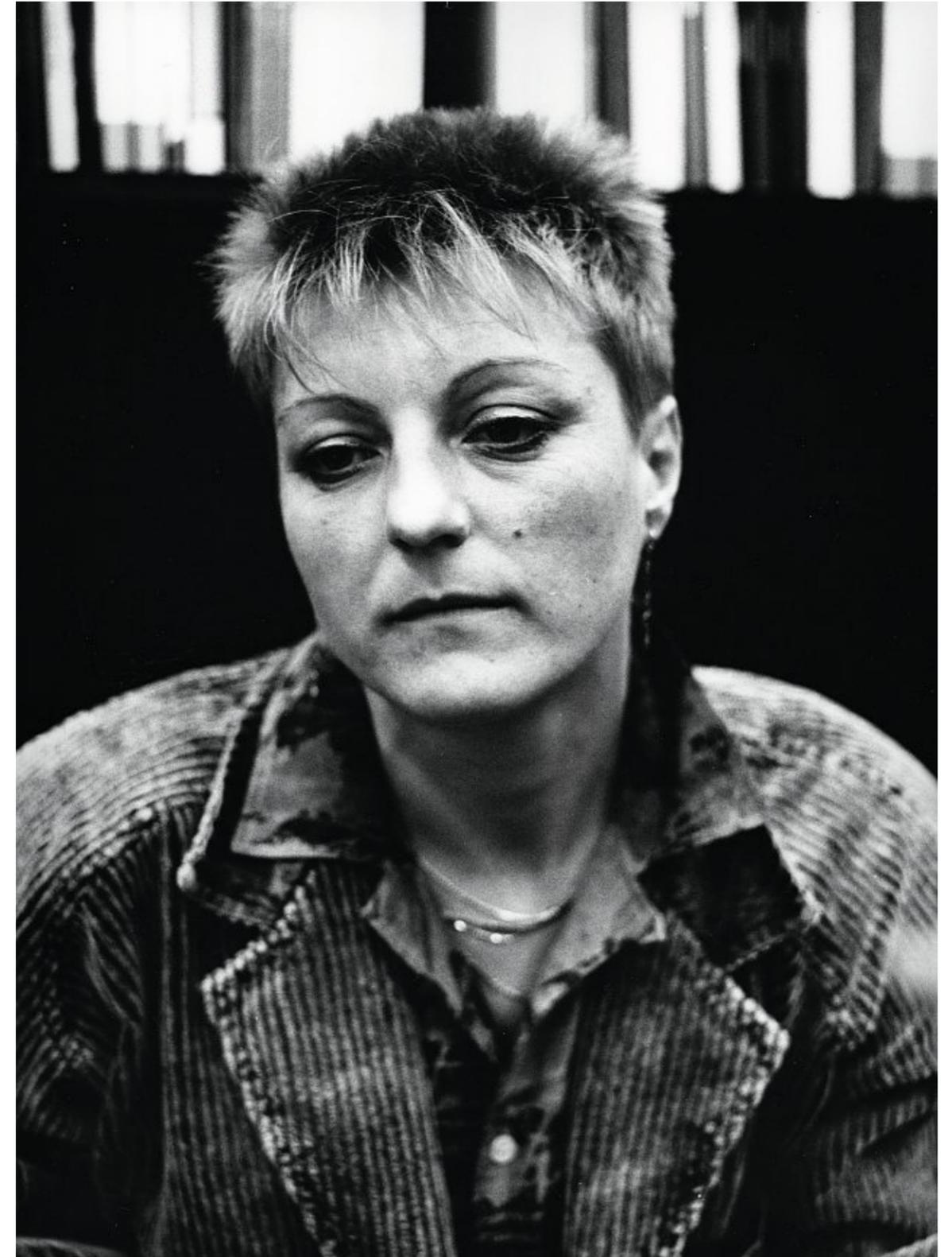
Machen Sie der Politik einen Vorwurf?

Ja. Man redet immer von Wirtschaftsinteressen, und natürlich sind Wirtschaftsinteressen wichtig, völlig klar. Aber doch nicht um jeden Preis. Was passiert uns jetzt in China? Die Politik sagt, Taiwan ist die rote Linie. Aber Hongkong war kein Problem? Das verstehe ich nicht. Es sind immer nur Projektionen, wenn gesagt wird: Hoffentlich kommt es nicht so weit, hoffentlich wird China Taiwan nicht angreifen. Aber China ist mittlerweile eine Staatswirtschaft, die Privaten haben nichts mehr zu melden, und es geht Xi

«Was soll Neutralität überhaupt heissen? Dass man zuschaut und sagt, mich geht das nichts an? Das ist absurd. Das ist eine verbogene Beziehung zur Welt.»

DAS MAGAZIN N°32 – 2023

DAS MAGAZIN N°32 – 2023 BILD: BRIGITTE FRIEDRICH/SÜDDEUTSCHE ZEITUNG PHOTO/KEystone



Herta Müller im Jahr 1987.
Das Jahr, in dem sie nach West-Berlin ausreiste.

Jinping gar nicht mehr um die Wirtschaft, sondern um die Macht und ums Expandieren. Was würde die Politik denn tun, wenn er morgen einfach alle Firmen verstaatlicht? Die Parteikader haben keine Manieren, sie sind sozialisiert im Durchsetzen von Gewalt. Das ist in China wie in Russland das oberste Prinzip.

Sie hatten sich bereits vor der russischen Invasion für eine kontinuierliche Lieferung von Waffen an die Ukraine ausgesprochen. Wie blicken Sie auf die Neutralität der Schweiz?

Ich glaube, es ist gar keine Neutralität. Und was soll Neutralität überhaupt heissen? Dass man zuschaut und sagt, mich geht das nichts an? Das ist absurd. Das ist eine verbogene Beziehung zur Welt. Dass man nicht einmal Munition nach Deutschland liefert, damit diese an die Ukraine weitergegeben werden kann. Es ist, als wäre man auf einem anderen Stern. Dabei ist die Schweiz Teil eines demokratischen Ge-

füges und profitiert von den anderen Demokratien Europas, die jetzt Waffen liefern, um ihre Demokratien zu retten. Denn Putin will ja auch die Demokratie in anderen Ländern infrage stellen, das sagt er ständig. Wie stellt die Schweiz sich das denn vor? Dieses «es geht mich nichts an» ist einfach nur ein Selbstschutz und jenseits der Realität. Die Schweiz verliert ihr Gesicht, das ist schade. Es ist einfach nur charakterlos, und so charakterlos sollte sich ein Staat nicht darstellen. Und natürlich sind es in Wahrheit Eigenschaften: Man sagt zwar charakterlos, aber es ist ein Charakter, der die Freiheit nur für sich selbst in Anspruch nimmt. Aber man möchte sich doch auch unter den Raketenschutzschirm Europas stellen, um sich von anderen schützen zu lassen.

Fürchten Sie keine unkontrollierbare Eskalation, wenn der Westen so viele Waffen an die Ukraine liefert, wie diese fordert?

Was soll denn ausser Kontrolle geraten? Haben wir wirklich Angst, dass die Ukraine Russland angreifen wird? Jede an die Ukraine gelieferte Waffe ist eine Verteidigungswaffe. Mein Gott, wie nötig ist die Luftabwehr. Russland leistet sich eine Zerstörungorgie, und wir wollen zuschauen? Wir können die Ukraine nicht im Stich lassen, sie muss diesen Krieg gewinnen. Würden wir uns gut fühlen, wenn das Land von Putin besetzt wäre? Wie viel Tod würde das bedeuten? Putin würde ganze Generationen ins Lager stecken und Säuberungen vornehmen. Wir können uns gar nicht vorstellen, was das hiesse.

Wie wirkt sich der Ansturm der Wirklichkeit, dem wir seit der Corona-Pandemie mit immer neuen Krisen verstärkt ausgesetzt sind, auf Ihr Schreiben aus?

Ich habe über Corona nichts geschrieben und auch über den Krieg immer nur gesprochen. Wie ich vorhin schon sagte: Ich fühle mich diesen Dingen sprachlich nicht gewachsen und habe, was den Krieg anbelangt, auch nicht das Recht dazu, darüber etwas zu schreiben. Ich habe allerdings das Bedürfnis, darüber zu reden.

Ist das Schreiben für Sie nach wie vor «der Nachweis des eigenen Vorhandenseins», wie Sie es einmal nannten?

Ja, aber es hat sich verändert, auch durch das Alter. In der letzten Zeit habe ich fast nur Collagen gemacht. Das Machen dieser Collagen ist für mich etwas ganz Sinnliches und Konkretes. Obwohl das Ausschneiden von Wörtern inzwischen auch schon abstrus ist. Alle unsere Tischchen sind besetzt, ich kann die Wörter gar nicht mehr alle wegräumen.

Sie haben einen Vorrat an Wörtern für die nächsten Jahrzehnte?

Für die nächsten hundert Jahre. Das Ausschneiden ist ja leicht, schwierig wird es, wenn man die Wörter dann wegräumen und einordnen soll. Aber ich habe die Wörter in der Hand, und das ist vielleicht eine noch grössere Bestätigung als das Schreiben, weil die Wörter von aussen kommen. Man hat eine Freiheit, weil die Dinge vorgegeben sind. Es gibt die Wörter

und dann diese kleinen weissen Karteikarten. Wenn die Karte voll ist, muss alles darauf sein. Es ist ein ganz anderer Umgang mit Wörtern. Wenn sie aufgeklebt sind, kann man nichts mehr ändern.

Wird Ihr 2009 erschienener Roman «Atemschaudel» Ihr letzter bleiben?

Ich weiss es nicht. Ich habe zwischen den Büchern immer ganz lange nichts geschrieben, auch vor «Atemschaudel». Das Schreiben gibt mir Halt, aber es ist auch eine Gefährdung. Wenn ich den Dingen wirklich auf den Grund gehen will, muss ich die Wörter finden. Die Wörter versuchen dann, etwas zu konstruieren, aber sie stellen mich auch infrage. Ich habe dann Angst um meine Nerven, ganz konkret. Man muss es auch aushalten.

Hat der Nobelpreis Sie und Ihr Werk verwandelt?

Nein.

Sie hatten vorhin bereits die Aura des Preises erwähnt.

Ja, aber die spüre ich nur, wenn ich mit Menschen zu tun habe, die den Preis ansprechen. Dann muss ich mich verhalten, und ich weiss dann oft nicht, wie ich mich verhalten soll. Ich mache natürlich niemandem einen Vorwurf, weil er den Preis erwähnt, aber ich will mich nicht ständig damit auseinandersetzen.

Ihre Mutter sagte bei der Bekanntgabe 2009 im Interview mit einer Zeitung: «Hoffentlich ist sie jetzt zufrieden. Ich wünsch mir, dass sie endlich zur Ruhe kommt.»

Es war unverschämt von der Zeitung, dass sie zu meiner Mutter in die Wohnung vorgedrungen ist. Meine Mutter hatte überhaupt keine Erfahrung mit der Presse, es war das erste Mal, dass sie mit irgendwelchen Journalisten zu tun hatte. Aber meine Mutter hat oft gesagt, man mache sich die Nerven kaputt und wieso ich denn nicht einen anderen Beruf ausübe.

Ihre Mutter hatte Angst um Sie.

Ja, aber es war natürlich auch Feigheit. Meine Mutter wollte, dass ich nicht auffalle. Sie wollte auch in Rumänien schon unauffällig leben, und ich habe ihr das kaputt gemacht. Sie konnte ja nichts daran ändern, dass sie meine Mutter war. Diese Regime haben ja auch immer die Personen, die einem nahestehen, also Freunde und Angehörige, im Visier. Das ist meiner Mutter natürlich ebenfalls passiert. Sie wurde von Polizisten im Dorf herumgezerrt und ins Büro gesperrt, obwohl sie mit meinen Sachen nichts zu tun hatte. Sie war nicht staatsgläubig, aber sie hat ebenfalls infantil im Land gelebt, nachdem sie aus der Deportation zurückgekehrt war. Ich wollte sie mit nichts behelligen, weil ich auch nicht wusste, wie sie sich verhalten würde, wenn man sie erpresste.

Ihre Mutter hat die Veröffentlichung von «Atemschaudel» noch erlebt. Der Roman basiert auf den Erinnerungen des Lyrikers Oskar Pastior, der als Angehöriger einer deutschen Minderheit 1945 wie Ihre Mutter in ein sowjetisches Arbeitslager verschleppt worden war.

Ja, aber meine Mutter hat nie darüber gesprochen. Das ist auch eine Art des Umgangs. Ich weiss nicht, ob

sie wie Oskar Pastior davon geträumt hat. Aber als sie dement war, war sie immer im Lager, das war schlimm. Sie hat immer gesagt, sie ist im Lager und wird verprügelt. Sie war in einem Heim, und die alten Leute dort haben gesungen. Ich hab gesagt: «Willst du nicht auch singen?» Und sie sagte: «Die singen doch schon wieder auf Russisch.»

Wie alt war Ihre Mutter, als sie starb?

Zweiundneunzig. Sie hat nie etwas von mir gelesen. Nein, ich glaube nie. Sie hatte eine Nachbarin, die war Lehrerin und sagte, sie würde meine Mutter einmal mitnehmen zu einer Lesung. Aber ich habe gesagt: «Nein, lassen Sie meine Mutter da, wo sie ist. Dort ist ihre Existenz in Ordnung. Ich will sie nicht in etwas hineinzwingen oder verwirren. Ich bin ihre Tochter, nicht ihre Schriftstellerin.»

Ist leben das Gegenteil von schreiben?

Ja, es ist das Gegenteil von schreiben. Wenn ich schreibe, mache ich nichts anderes. Dann ist das ohne Unterbrechung im Kopf – egal wo ich bin oder was ich tue. Wenn ich nicht schreibe, dann mache ich das, was alle anderen Leute auch tun. Dann lese ich Bücher oder höre Musik. Und ich lese meistens zwei Zeitungen am Tag. Es wird mir immer lieber, Sachbücher zu lesen als Fiktionales. Ich glaube, auch das hat mit dem Altern zu tun. Ich muss ständig sehen, was passiert. Es ist eine Art Politisierung – dass man nicht wegschauen kann. Weil es nicht geht. Weil ich mir das Wegschauen nie angewöhnt habe. Das ist etwas, das ich nicht abstellen kann. DM

GSELLA MACHT SICH EINEN REIM AUF ...

POLYAMORIE

Rotfuchs, Graugans, Haubentaucher, Biber
Höckerschwan, Mönchsgeier, Pinguin,
Gibbon, Storch und Wolf: Ihr Liebesfieber
Brennt allein für eine/n Partner/in.

Doch so ziemlich alle alle ändern
Tiere tragen Kussmund statt Korsett.
Nacht für Nacht sieht man sie munter wandern
Von dem einen in das andre Bett.

Und der Mensch? Wohnt er auf weissen Felsen?
Beisst er Bäume um, fuchsrötlich und grau?
Nestelt er mit langen Schwanenhälsen
Höckernd auf Kaminen? Nein? – Genau.

Die moderne Wissenschaft sagt heute:
Liebe ist das Schönste, was es gibt.
Ach, wie schöner wärs für viele Leute,
Wenn ein jeder viele Leute liebt.

Noch zu zweit sind nämlich manche einsam,
Und ein dritter Kussmund wär nicht schlecht.
Nicht nur Tiere küssen gern gemeinsam,
Auch moderne Wissenschaft hat recht:

Reizend sind Milliarden Rolfs und Ritas.
Und die Kinder trügen mehr als zwei
Nachts ins Bett und morgens in die Kitas.
Also auf: zur Polyamorie!

THOMAS GSELLA